

Wie bildet man für Nachhaltigkeit, wenn niemand mehr weiß, was Nachhaltigkeit ist?

Eine historisch-politische Spurensuche

Frank Uekötter

Zusammenfassung

Nachhaltigkeit gilt vielfach als substanzloser Modebegriff. Dieser Beitrag lotet das Potential des Begriffs durch eine historisch-politische Spurensuche aus. In den 30 Jahren seit dem Brundtland-Bericht von 1987 hat sich zwar kein allgemein verbindliches Verständnis des inhaltlichen Kerns herausgebildet, sehr wohl jedoch ein gemeinsames Anliegen.

Nachhaltigkeit ist stets multidimensional, geographisch und chronologisch entgrenzt, wissenschaftsbasiert und verbalisierbar. Im Vergleich mit dem neuerdings modischen Anthropozän-Begriff betont die Nachhaltigkeit zugleich die zwingende Handlungsorientierung jeder Reflexion, bleibt dabei jedoch mit Blick auf Akteure und Weltanschauungen offen. Die Frage nach der Nachhaltigkeit ist insofern kein bloßer Weg zu einer Antwort, sondern bereits Teil des Projekts.

1. Am Anfang war Brundtland

Manche Ereignisse machen Geschichte. Und manchmal liegt das in erster Linie an einem Bild, das sich ins Gedächtnis einbrannte. Tschernobyl war ein solches Ereignis: Was vormalig eine abstrakte Debatte über Strahlung und den „Größten Anzunehmenden Unfall“ war, wurde im Bild des zerstörten Reaktors unheimliche Wirklichkeit. Ein halbes Jahr später brach in einer Lagerhalle des Chemiekonzerns Sandoz in Basel ein Feuer aus. Das Löschwasser floss in den Rhein und verursachte dort ein Fischsterben, das noch 400 Kilometer stromabwärts an der Loreley katastrophale Ausmaße annahm. Das blutrot gefärbte Wasser des Rheins brachte die dramatischen Dimensionen des Ereignisses visuell auf den Punkt, und der „rote Rhein“ wurde zu einem Fixpunkt der ökologischen Erinnerung (vgl. Freytag 2010). Manche Bilder wurden zu ökologischen Ikonen, die gleichsam zum visuellen Programm einer Katastrophe wurden. Ein Beispiel sind die verölten, dem Tode geweihten Seevögel, die in keinem Bericht über ein Tankerunglück fehlen dürfen (vgl. Morse 2012). Als es 2010

bei der Katastrophe der Ölplattform *Deepwater Horizon* zunächst keine einschlägigen Bilder gab, wurden die Journalisten spürbar nervös.

Die Nachhaltigkeit hatte keinen solchen Moment. Das Wort wurde zu einem Leitbegriff der internationalen Umweltdebatte, weil es im Mittelpunkt des Berichts „Unsere gemeinsame Zukunft“ stand, den die Kommission für Umwelt und Entwicklung der Vereinten Nationen unter dem Vorsitz der norwegischen Ministerpräsidentin Gro Brundtland 1987 vorlegte. Zu diesem Bericht gibt es kein ikonisches Bild, und niemand erinnert sich an große Momente in den Sitzungen der Kommission oder andere damit verbundene Ereignisse. Die Brundtland-Kommission hatte noch nicht einmal ein einprägsames Gesicht: Es gab wohl auch Ende der 1980er Jahre nicht viele Menschen außerhalb ihres Heimatlands, die Gro Brundtland ohne weiteres erkannt hätten, wenn sie ihnen auf der Straße begegnet wäre (was bei skandinavischen Politikerinnen und Politikern bekanntlich nicht nur eine theoretische Möglichkeit ist). Im Gedächtnis blieb nur die Definition, die seither in keinen Beitrag zum Thema fehlt. Nachhaltige Entwicklung ist laut Brundtland-Kommission eine Sache der generationenübergreifenden Gerechtigkeit: „It meets the needs of the present without compromising the ability of future generations to meet their own needs“ (Our Common Future, o. J.).

Die Brundtland-Kommission war zweifellos hochkarätig besetzt. Sie hatte nicht nur Mitglieder aus allen Teilen der Welt, was bei Gremien der Vereinten Nationen kaum anders zu erwarten war. Von den 19 Ländern, die heute gemeinsam mit der Europäischen Union zur G20 gehören, waren zwölf in der Kommission vertreten: Brasilien, Deutschland (seinerzeit vertreten durch die Bundesrepublik), China, Indien, Indonesien, Italien, Japan, Kanada, Mexiko, Russland (vertreten durch die Sowjetunion), Saudi-Arabien und die USA (Our Common Future, Annexe 2, o.J.). Aus den USA kam der Gründungsdirektor des amerikanischen Umweltministeriums William Ruckelshaus, aus Guyana der Generalsekretär des britischen Commonwealth Shridath Ramphal. Der stellvertretende Vorsitzende Mansour Khalid kam aus dem Sudan; die Bundesrepublik war durch den Sozialdemokraten und ehemaligen Bundesminister Volker Hauff vertreten, der auch die deutsche Fassung des Berichts herausgab (vgl. Hauff 1987).

War das ein Anfang, dem ein Zauber innewohnte? Es fällt aus heutiger Sicht leicht, die wohlmeinende Rhetorik globaler Kommissionen zu belächeln. Gibt es nicht ohnehin zu viele internationale Konferenzen und „globetrottende“ Politikerinnen/Politiker und Intellektuelle dazu? Vor 30 Jahren galten in dieser Hinsicht noch andere Maßstäbe. 1972 machte der Club of Rome weltweit Schlagzeilen, als er seinen Bericht über die *Grenzen des Wachstums* veröffentlichte. Dabei war das Mandat des Club of Rome weitaus fragiler als jenes der Brundtland-Kommission: Er war ein elitärer, männlich dominierter Zirkel, den der italienischen Industriemanager Aurelio Peccei und der OECD-Direktor Alexander King 1968 ins Leben gerufen hatten (vgl. Kupper 2004). Die Schlussakte der Konferenz für Sicherheit und Zusammenarbeit in Europa von 1975 war ein Meilenstein der Entspannungspolitik. In der Zeit des Kalten Kriegs war das Wort über Gräben hinweg eine der wenigen Alternativen zu einem waffenstarrenden Draufgängertum, das jederzeit im Atomkrieg enden konnte.

Außerdem gab es noch gesellschaftliche Milieus, in denen mit geradezu religiösem Ernst über gemeinsam verfasste Papiere diskutiert wurde. In der SPD bestand zum Beispiel ein Gutteil der parteiinternen Debatte aus solchen Schriftstücken (vgl. Faulenbach 2011). Zu den Wegbereitern der Brundtland-Kommission gehörte auch die von Willy Brandt geleitete Nord-Süd-Kommission, die 1977 auf Vorschlag des Weltbank-Präsidenten Robert McNamara gegründet wurde und 1980 einen Bericht mit dem Titel „Das Überleben sichern“ vorlegte (vgl. Grunwald 2012, S. 23).

2. Die große Zeit der globalen Umwelt

Die Brundtland-Kommission nutzte nicht nur ein akzeptiertes Medium der gesellschaftlichen Verständigung, sie hatte auch das Glück des richtigen Zeitpunkts. Sie präsentierte ihren Bericht ziemlich genau am Anfang einer Hochzeit der globalen Umweltdebatte. 1987 wurde das Montreal-Protokoll zum Schutz der Ozonschicht unterzeichnet, mit dem die Vorstellung einer Weltgemeinschaft, die sich gemeinsam zum Handeln aufrafft, greifbare Formen annahm. Im folgenden Jahr schufen zwei UN-Organisationen das *Intergovernmental Panel on Climate Change*, das seither die globale Debatte über Ursachen und Folgen der globalen Erwärmung moderiert. Am wichtigsten war zweifellos der Erdgipfel von Rio de Janeiro 1992, der auf einen Vorschlag der Brundtland-Kommission zurückging, die nachhaltige Entwicklung zum globalen Leitbild erhob und mit der Agenda 21 ein globales Aktionsprogramm lancierte (vgl. als Überblick Radkau 2011, S. 488 ff.).

Der kometenhafte Aufstieg der Nachhaltigkeit lässt sich wohl nur aus dieser weltpolitischen Sondersituation heraus erklären. Es war kein Zufall, dass die Nachhaltigkeit in der gleichen Zeit Karriere machte, in der Francis Fukuyama seinen berühmten Aufsatz über das „Ende der Geschichte“ veröffentlichte (vgl. Fukuyama 1992). Am Ende des Kalten Krieges gab es ein gähnendes ideologisches Vakuum. Die sozialistische Utopie war endgültig kollabiert, Marktwirtschaft und Freiheit die Leitbegriffe der Zeit, aber es blieben Fragen der Gerechtigkeit, die der Bewältigung harrrten: geopolitisch, sozioökonomisch, ökologisch. Zugleich gab es einen verbreiteten Glauben, dass eine solche Bewältigung nicht nur theoretisch wünschenswert, sondern auch praktisch möglich sein würde. Eine Menschheit, die gerade den Schrecken des Atomkriegs gebannt hatte, schien bereit für eine neue Herausforderung.

Aber war diese Herausforderung wirklich neu? Umweltpolitik war um 1990 längst ein etabliertes Politikfeld und Entwicklungspolitik erst recht. Da lud die Rhetorik der Nachhaltigkeit zum Opportunismus ein: Es gab kaum ein einschlägiges Ziel oder Programm, das sich nicht mit dem Verweis auf Brundtland und Agenda 21 als brandneues Anliegen neu formulieren ließ. Zudem gab es Interessen, die plötzlich das politische Potential ökologischer Anliegen erkannten. Selbst Sicherheitspolitikerinnen und -politiker konnten sich für das Reden über Nachhaltigkeit erwärmen. Ließen sich die düsteren Szenarien der Umweltschützerinnen und -schützer nicht auch als Warnung interpretieren, es mit der Abrüstung nicht zu übertreiben? Bislang ist diese Verbindung nur bruchstückhaft aufgearbeitet, obwohl militärische Interessen eine ganz andere Art von Wirkungsmacht entfalten können als eine Handvoll wacke-

rer Aktivistinnen und Aktivisten. „Die Geschichte zeitspezifischer Sicherheitskulturen der Umwelt liegt nach wie vor brach“, schrieb Thorsten Schulz-Walden in seiner Dissertation über „Umweltsicherheit in der internationalen Politik“ (Schulz-Walden 2013, S. 341).

3. Wie beliebig ist Nachhaltigkeit?

Jeder politische Begriff ist offen für Missbrauch, aber wenige Worte machen es so leicht. Es gibt kaum ein politisches Anliegen, das sich mit dem Adjektiv „nachhaltig“ nicht aufwerten ließe. Das Wort ist weder akademisch-steril noch grobschlächtig, es klingt nach Kompetenz und Weitsicht, und weil es am Ende des Kalten Krieges in Umlauf kam, blieb es auch von den weltanschaulichen Gegensätzen des 20. Jahrhunderts weitgehend unkontaminiert. Das Ergebnis war ein inflationärer Gebrauch. Im März 2018 ergab eine Google-Suche nach „sustainability“ etwa 97 Millionen Treffer.

Selbst der globale Blick, der sich mit Brundtland und Rio-Gipfel verband, relativierte sich rasch. So erlangte zum Beispiel der sächsische Oberberghauptmann Hans Carl von Carlowitz in der deutschen Nachhaltigkeitsdebatte eine bizarre Konjunktur. Hatte er nicht schon 1713 in seiner *Sylvicultura oeconomica* eine „nachhaltende Nutzung“ der Wälder eingefordert und damit jenen Gedanken formuliert, der jetzt auf der Weltbühne Konjunktur machte? Der Verweis passte gut zu einem Deutschland, das sich seit den 1980er Jahren als Vorreiter des Umweltschutzes fühlte. Er passte weniger gut zu den historischen Fakten. Nachhaltige Forstwirtschaft war schon etwas anderes als globale Verteilungsgerechtigkeit und Carlowitz' Nachhaltigkeit erst recht.

So gibt es gewiss keinen Mangel an Belegmaterial für all jene, die für den Abschied von der Nachhaltigkeitsrhetorik plädieren möchten. Politischer Opportunismus, hohle Rhetorik, Verneblung von Interessen und Zielkonflikten – die intellektuelle Anklage schreibt sich quasi von selbst. Nur hat sich das politische Vokabular moderner Gesellschaften gegen Säuberungen als ziemlich immun erwiesen. Auch mehr als drei Jahrzehnte seit Brundtland ist die Nachhaltigkeit nicht aus der politisch-sozialen Sprache in Deutschland verschwunden, und gleiches gilt für das englische „sustainability“. Die Lebenszeit eines Modebegriffs hat die Nachhaltigkeit jedenfalls längst überschritten.

Gibt es eine Alternative zur Nachhaltigkeit? Das Anthropozän wird in jüngster Zeit mit einer Begeisterung zitiert, die Erinnerungen an die Genese des Nachhaltigkeitsbegriffs weckt. Dahinter verbirgt sich die unter Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern intensiv diskutierte These, dass der Einfluss des Menschen auf den Planeten Erde inzwischen so groß ist, dass er mit den Kräften der Natur auf Augenhöhe steht und deshalb ein neues geologisches Zeitalter begonnen habe. Aber anders als die Nachhaltigkeit ist das Anthropozän doch überwiegend ein akademischer Begriff geblieben, der auch längst nicht mehr taufisch ist: Inzwischen sind 18 Jahre vergangen, seit Paul Crutzen das Wort in Umlauf brachte (vgl. als Überblick Malhi 2017). Es fehlt wohl vor allem an der Verbindung zu einem greifbaren politischen Programm. Das Anthropozän ist eine Zustandsbeschreibung, und solche gibt es längst mehr als genug.

Nachhaltigkeit hatte hingegen stets einen Bezug zum menschlichen Handeln. Das mochte oft ziemlich wolkig sein und in der Sache dubios, aber immerhin: Nachhaltigkeit war nie einfach gegeben. Sie fiel nicht einfach in den Schoß, sie musste erarbeitet werden, und das erforderte eine Anstrengung, die nicht trivial war und auch kein reines Vergnügen. Bei aller inflationären Verwendung fällt doch auf, dass das Wort im Bereich der Hobbys und der Unterhaltung nie richtig populär wurde. Nachhaltigkeit war von jenen, die sie im Munde führten, gewiss nicht immer ernst gemeint. Aber es ging immer um eine ernste Sache.

Die Nachhaltigkeit war insofern eine Alternative zu jenem idealistischen Ansatz, der noch in der Diskussion über das Anthropozän nachwirkt: Als erstes musste sich das Bewusstsein ändern. Da gab es in Umweltkreisen bald ein breites Angebot von anspruchsvollen philosophischen Entwürfen bis zu New Age-Phantasien, und stets ging man davon aus, dass mit der richtigen Einstellung alles Weitere nur noch ein simples Umsetzungsproblem sein würde. Nachhaltigkeit lief hingegen auf eine Verbindung von Handeln und Reflexion hinaus. Hier gab es keine Grundweisheit, die nach hinreichender Reinigung und Destillation schon den ersehnten Kompass im politischen Alltag liefern würde, sondern vielmehr ein Reflexionsangebot für das eigene Handeln und Planen.

Zum idealistischen Ansatz gehört auch ein entsprechendes Geschichtsbild: Naturzerstörung galt als Folge eines falschen Bewusstseins. In dieser Hinsicht hat die umwelthistorische Forschung jedoch ein ziemlich eindeutiges Ergebnis geliefert. Früheren Generationen fehlte es durchaus nicht am Wissen um Verschmutzung und Naturzerstörung, Raubbau und Schwinden von Lebensräumen, umso mehr hingegen an politischer Macht, an Bündnispartnern und effektiven Strategien. Wenn es um den Menschen und seine natürliche Umwelt ging, war das reine Bewusstsein ziemlich oft das Geringste aller Probleme (vgl. dazu ausführlich Uekötter 2015).

4. Nachhaltigkeit als Stachel im Fleisch

Der Vorteil einer solchen Betrachtungsweise ist nicht zuletzt, dass es die Diskussion um den Nachhaltigkeitsbegriff aus der terminologischen Verengung herausführt. Nachhaltigkeit ist schließlich nicht der einzige Begriff unserer politisch-sozialen Sprache, dessen Funktion weniger in konkreten Handlungsanleitungen besteht als in der Aufforderung, in eine bestimmte Richtung zu denken. Gerechtigkeit, Demokratie, Wohlstand, Menschenwürde – diese Begriffe sind ähnlich unbestimmt, und genau darin liegt ihr Wert. Sie dienen als allgemeine Leitvorstellungen, an denen sich Normen und Werte, Zustände und Verhaltensweisen messen lassen, ohne dass das Ergebnis von vornherein abzusehen ist. Sie sind eine Einladung zum Gespräch, zur Verständigung, zum Streit der Ideen und ein Leitfaden für den Kampf um Macht und Deutungsmacht. Ein Ende der Geschichte ist dabei von vornherein ausgeschlossen. Eine Gesellschaft, die das Versprechen von Demokratie oder Gerechtigkeit als eingelöst betrachtete, zeigte damit nur, dass sie dieses Versprechen nicht verstanden hat (vgl. Grunwald 2012).

Wenn man Nachhaltigkeit in diesem Sinne als einen Fragehorizont versteht, wirkt der Begriff plötzlich gar nicht mehr so willkürlich. Nach 30 Jahren gibt es im Reden über Nachhaltigkeit bestimmte Grenzen des Sagbaren, die nicht mehr an akademische oder politische Autoritäten gebunden sind. So gibt es m.E. mindestens fünf Aspekte, die jeder, der sich ernsthaft um Nachhaltigkeit bemüht, im Blick hat:

- Ein weiter zeitlicher Horizont: Nachhaltigkeit muss nicht zwangsläufig über die persönliche Lebenszeit hinausweisen, wie es die Brundtland-Definition mit der Forderung nach generationenübergreifender Gerechtigkeit forderte. Aber sie weist doch zwangsläufig über die unmittelbar absehbare Zukunft hinaus.
- Ein weiter geographischer Horizont: Nachhaltigkeit ist nicht immer global wie bei Brundtland, aber räumliche Segregation bedarf stets einer guten Begründung. Die Konzentration auf einen bestimmten Raum kann beispielsweise der Herstellung von Handlungsfähigkeit und Legitimation dienen, ist jedoch kein Wert an sich.
- Eine Verbindung von sozialen, ökologischen und ökonomischen Belangen: Nicht zufällig kam die Nachhaltigkeit in Mode, nachdem sich eine isolierte Umweltpolitik als problematisch entpuppt hatte.
- Abhängigkeit von Wissen: Es ist vielleicht kein Zufall, dass viele Mitglieder der Brundtland-Kommission einen akademischen Hintergrund hatten. Mit Befindlichkeiten oder subjektiven Werturteilen kommt man in Diskussionen über Nachhaltigkeit nicht weit.
- Orientierung an menschlichen Bedürfnissen: In ökozentrischen Gedankenspielen war Nachhaltigkeit nie populär.

Zugleich profitiert der Begriff davon, dass er sich in mehrfacher Hinsicht einer Festlegung entzogen hat. So ist Nachhaltigkeit in den folgenden drei Punkten betont offen:

- Weltanschauliche Offenheit: Nachhaltigkeit ist nicht sozialistisch oder neoliberal, christlich oder muslimisch, westlich oder asiatisch – und auch nicht das Gegenteil.
- Offenheit für unterschiedliche Akteurinnen/Akteure: Nachhaltigkeit spricht staatliche Regierungen ebenso an wie Firmen und zivilgesellschaftliche Akteurinnen und Akteure.
- Offenheit für unterschiedliche politische Ebenen. Nachhaltigkeit kann global, national oder lokal sein, und sie kann auch mehrere Ebenen miteinander verbinden.

Diese Offenheit hat eine wichtige Konsequenz: Bei der Nachhaltigkeit kann sich niemand damit herausreden, nicht gemeint zu sein. Darin bestand stets ein markanter Unterschied zu Ansätzen, die auf ein neues Bewusstsein setzten, denn einem Bewusstseinswandel konnte man sich in einer offenen Gesellschaft ja auch ganz einfach verweigern. Zugleich bleibt im Reden über Nachhaltigkeit viel Raum für Entscheidungen. Wie groß soll der zeitliche Rahmen sein, wie weit der Kreis der Beteiligten, wie sicher das Wissen, das Entscheidungen zugrunde liegt? Dafür gibt es keine überzeitlichen Verbindlichkeiten, sondern nur den Weg der gesellschaftlichen Verständigung. Nachhaltigkeit ist immer auch eine Einladung zum Gespräch.

Der Vorzug einer so verstandenen Nachhaltigkeit ist, dass sie die Blickrichtung verändert, die hinter der gängigen Kritik an einer unverbindlichen Nachhaltigkeits-

retorik steckt. Es geht nicht mehr um die Ergebnisse an sich, sondern auch um den Weg dahin. Wenn das Streben nach Nachhaltigkeit wieder einmal in bloßen Worthülsen steckenbleibt, stellt sich so zwangsläufig die Frage nach den zugrundeliegenden Kriterien. Gab es zweifelhafte Begrenzung im zeitlichen oder räumlichen Rahmen? Wurden bestimmte Aspekte marginalisiert oder gar nicht erst berücksichtigt? Wie gut oder schlecht war die Wissensbasis? Und mit wem hat man in der Entwicklung einer Nachhaltigkeitsstrategie überhaupt geredet? So wird Nachhaltigkeit zu einer Verpflichtung, Rechenschaft abzugeben.

Zu den schärfsten Instrumenten der Begriffsgeschichte gehört die Frage nach asymmetrischen Gegenbegriffen. Auch so kann man der Nachhaltigkeit terminologisch Profil verleihen. Improvisation, Gedankenlosigkeit, Sorglosigkeit, Unverantwortlichkeit – es gibt verschiedene Wege zu einer „nicht-nachhaltigen“ Entwicklung, und sie sind alle schwieriger zu legitimieren in einer Gesellschaft, die seit 30 Jahren das Reden über Nachhaltigkeit praktiziert. Im Moment besteht die größte Bedrohung für die Nachhaltigkeit vielleicht nicht im Überdruß am inflationären Gespräch, sondern in der Verweigerung des Gesprächs. Mit der maximalen Zeichenzahl einer Twitter-Nachricht kommt man im Reden über Nachhaltigkeit nicht weit und mit attraktiven Bildern auch nicht.

So gesehen wäre die fehlende ikonische Qualität der Brundtland-Kommission kein Makel mehr, sondern vielmehr Voraussetzung ihres Erfolgs. Man muss nicht Susan Sontag gelesen haben, um eine tiefe Skepsis gegenüber dem neuen visuellen Ökologismus zu hegen, wo Fotografien putziger Eisbären jede Frage nach Klimastrategien und Emissionszertifikaten an den Rand drängen. Nachhaltigkeit ist nichts für Leute, die simple Wahrheiten und moralische Eindeutigkeiten suchen. Dass die Nachhaltigkeit trotzdem immer wieder mit diesem Gestus verkauft wird, zeigt unterm Strich eher den Wert des Konzepts.

Hat die Nachhaltigkeit eine Generation nach Brundtland noch jenen Zauber, den Hermann Hesse in seinem vielzitierten Gedicht beschwor? Tatsächlich hat sie sogar sehr viel davon – solange man Hesse nur vollständig liest. Für ihn war die Magie des Anfangs nämlich eine Frage der inneren Einstellung:

*Kaum sind wir heimisch einem Lebenskreise
Und traulich eingewohnt, so droht Erschlaffen;
Nur wer bereit zu Aufbruch ist und Reise,
Mag lähmender Gewöhnung sich entrafen.*

Nachhaltigkeit kann auch ein intellektuelles Abenteuer sein. Man muss sich nur darauf einlassen.

Literatur

- Faulenbach, B. (2011): Das sozialdemokratische Jahrzehnt. Von der Reformeuphorie zur Neuen Unübersichtlichkeit. Die SPD 1969-1982. Bonn.
- Freytag, N. (2010): Der Rote Rhein. Die Sandoz-Katastrophe vom 1. November 1986 und ihre Folgen. In: Themenportal Europäische Geschichte, im Internet verfügbar unter

- www.europa.clío-online.de/essay/id/artikel-3580 [zuletzt abgerufen am 12.04.2018]
- Fukuyama, F. (1992): *Das Ende der Geschichte. Wo stehen wir?* München.
- Grunwald, A./Kopfmüller, J. (2012): *Nachhaltigkeit*, 2. Aufl. Frankfurt.
- Hauff, V. (Hrsg.) (1987): *Unsere gemeinsame Zukunft*. Greven.
- Kupper, P. (2004): „Weltuntergangs-Vision aus dem Computer“. Zur Geschichte der Studie „Grenzen des Wachstums“ von 1972. In: Uekötter, F./Hohensee, J. (Hrsg.): *Wird Cassandra heiser? Die Geschichte falscher Ökoalarme*. Stuttgart, S. 98-111.
- Malhi, Y. (2017): The Concept of the Anthropocene. In: *Annual Review of Environment and Resources* 42, S. 77-104
- Morse, K. (2012): There Will Be Birds: Images of Oil Disasters in the Nineteenth and Twentieth Centuries. In: *Journal of American History* 99, S. 124-134.
- Our Common Future (o. J.): Report of the World Commission on Environment and Development, im Internet verfügbar unter www.un-documents.net/ocf-ov.htm [zuletzt abgerufen am 12.04.2018].
- Our Common Future, Annexe 2 (o. J.): The Commission and its Work, im Internet verfügbar unter www.un-documents.net/ocf-a2.htm#I.3. [zuletzt abgerufen am 12.04.2018]
- Radkau, J. (2011): *Die Ära der Ökologie. Eine Weltgeschichte*. München.
- Schulz-Walden, T. (2013): *Anfänge globaler Umweltpolitik. Umweltsicherheit in der internationalen Politik (1969-1975)*. München.
- Uekötter, F. (2015): *Deutschland in Grün. Eine zwiespältige Erfolgsgeschichte*, Göttingen.